

GASTKOMMENTAR

Die Motoren des Tourismus in Schwung halten

► EDGAR GRÄMIGER über die Wichtigkeit von Bergbahnunternehmen

Unsere Bergbahnen erfüllen einen sehr wichtigen Zweck. Es wurde oft genug wiederholt, dass sie die Motoren der Tourismuswirtschaft sind. «Ohne Terrassen», halt mehr schlecht als recht, aber «ohne Bergbahnen» – dann ist der Ofen aus! Es kommen die wenigsten. Wichtige volkswirtschaftliche Aufgaben werden häufig von der öffentlichen Hand übernommen (Post, RhB, Postauto, Strassenbau und so weiter). Bei den Bergbahnunternehmen ist das seltener der Fall. Warum? Weil insbesondere in der Tourismuswirtschaft der Wettbewerb der innovativen, unternehmerischen Kräfte sehr wichtig ist. Nur der Wettbewerb stellt die «konsequente Ausrichtung des Angebots auf den Gast» sicher. Und trotzdem, ganz ohne staatliche Unterstützung wäre es – auch in normalen Zeiten – für viele Bergbahnen schwierig bis unmöglich, weiter zu investieren und zu überleben.

Das Bergbahngeschäft wurde auch schon als Hochrisikogeschäft bezeichnet. Man denke an die Abhängigkeiten vom Wetter (Klima!) oder der volatilen Entwicklung von Märkten und Währungen. Um diese Unsicherheiten abzufedern, hilft die öffentliche Hand bei der Finanzierung, zum Beispiel durch zinslose Darlehen, welche gemeinsam von Bund und Kantonen gewährt werden. Allerdings nicht ohne strenge Auflagen, welche für alle Bergbahnen gleich gelten. Eine solche Bedingung ist etwa die vorausgesetzte Kooperation innerhalb einer Destination bis hin zur Fusion von Bergbahnunter-

«

Wo es Sinn machte, sind grosse starke Unternehmen entstanden.

»

nehmen. Der oben erwähnte Wettbewerb macht nämlich zwischen den einzelnen Marktplayern Sinn, also zwischen den einzelnen Destinationen beziehungsweise Erlebnisräumen der Gäste. Aber nicht zwischen Bergbahnunternehmen derselben Destination. Hier ist Kooperation angesagt, um die Vorteile grösserer unternehmerischer Einheiten auszunutzen. Skalen-Effekte sorgen dafür, dass Personalkosten gespart werden können, weniger Overheadkosten entstehen, weil gemeinsames Marketing betrieben oder die Energie im Einkauf günstiger wird. Mit anderen Worten: Die totalen Kosten reduzieren sich signifikant. So hat sich die «Bergbahn-Landschaft» in den letzten Jahrzehnten enorm gewandelt. Wo es Sinn machte, sind grosse, starke Unternehmungen entstanden. Der Staat hat zwar nicht den einzigen, aber einen wichtigen Anreiz dazu geschaffen.

Bei der aktuell geltenden Härtefallregelung des Bundes spielt Grösse keine Rolle. Im Gegenteil: Gross zu sein, wird hier sogar zum Nachteil. Die bisher festgelegte Obergrenze für A-fonds-perdu-Beiträge von 750 000 Franken gilt nämlich für alle Unternehmen gleich. Egal, ob das Unternehmen gross oder klein ist. Es stimmt, 750 000 Franken pro Unternehmen ist eine beträchtliche Summe. Angesichts der hohen Fixkosten, die mittelgrosse und grosse Bergbahnunternehmen zu tragen haben, muss der Betrag allerdings relativiert werden. Und hinterfragt. Das Angebot von Bergbahninfrastrukturen muss im Grundsatz nach marktwirtschaftlichen Prinzipien auf die Nachfrage ausgerichtet sein. Im letzten Corona-Jahr haben aber viele Bergbahnen ihren Betrieb trotz grosser Unsicherheit und erheblich verringerter Nachfrage aufrechterhalten – Zugunsten des heimischen Marktes, aber auch in ihrer selbstverständlichen Funktion als Motor der regionalen Tourismuswirtschaft. Dieser Dienst an der Öffentlichkeit (!) könnte zusätzlich eine höhere Entschädigung rechtfertigen.

Die Motoren der Tourismuswirtschaft sollen weiterlaufen. Sie sollten nicht für Jahre ins Stocken geraten, weil die Mittel für notwendige Erneuerungsinvestitionen und die qualitative Weiterentwicklung fehlen.



EDGAR GRÄMIGER ist Geschäftsführer von Grischconsulta.

GASTKOMMENTAR Sabine-Claudia Nold über neue Bio-Technologien

Genügt die Schöpfung unseren Ansprüchen?

D

Die Bibel beginnt im Buch Genesis mit den Narrativen über die Erschaffung der Welt. Die Bibel ist im Sinne einer meditativen Schau auf die Schöpfung zu verstehen, nicht als naturwissenschaftliche Aufklärung von geologischem oder biologischem Detailwissen. In dieser Schau auf den Kosmos – auf Umwelt, Geschöpfe und insbesondere auf den Menschen – gibt die Bibel eine optimistische Sicht vor: Gott hat die Welt aus dem Chaos geschaffen, und was er geschaffen hat, ist gut. Was Gott will, das geschieht. Und immer wieder ertönt, wie aus dem Off, der Kommentar: «Und Gott sah, dass es gut war.» Diese optimistische Sicht auf die Welt ist die grosse Leistung der Bibel. Wir Menschen, und mit uns die gesamte Schöpfung, werden nicht als Gefahr oder als Mangelwesen beschrieben. Nein, in gläubiger Schlichtheit ist alles, was Gott aus dem Nichts geschaffen hat, gut.

Der französische Philosoph Voltaire (1694–1778) prägte das geflügelte Wort: «Das Bessere ist der Feind des Guten.» Und tatsächlich zeigt sich das in unseren täglichen Entscheidungen: Wenn wir etwas Besseres für das gleiche Geld bekommen, greifen wir zu. Selbstkritisch müssen wir anmerken: Es dürfte sehr schwierig sein, rational und präzise alle Vor- und Nachteile abzuwägen. Wir wählen das, was uns auf den ersten Blick besser erscheint. Voltaires Feststellung ist in unserem Alltag breit verankert. Wir sind nicht zufrieden mit dem Guten, wir streben nach dem Besseren. Wir wollen uns nicht über den Tisch ziehen lassen: Auch wenn zum Beispiel eine Birne geschmacklich gut wäre und uns nährt, so lassen wir sie lie-

ber liegen, wenn sie nicht perfekt und ohne Makel ist.

Das Bessere ist der Feind des Guten. Diese Haltung prägt nicht nur unseren Konsum, sondern zunehmend alle unsere Entscheidungen. Sind wir zum Beispiel nicht zufrieden mit dem Aussehen unseres Körpers (zu klein, zu gross, zu dick...), soll es die plastische Chirurgie richten. Das aktuelle Ideal geben uns Influencer und Marketingstrategen ja vor. Doch muss unser Körper mit allen möglichen Mitteln zu einem idealen Body nach geltendem Schönheitsideal umgestylt werden, wenn wir nicht zufrieden mit ihm sind?

Unsere Manie bei der Suche nach dem vermeintlich Besseren hört damit leider nicht auf. Nicht bloss äusserlich wahrnehmbare körperliche Merkmale wollen wir optimieren, sondern auch unsere intellektuellen und geistigen Fähigkeiten mit technischer Hilfe verbessern.

Es ist die Rede davon, dass der Tausendsassa Elon Musk eine direkte Verbindung unseres Gehirns mit dem Computer anstrebt. Seine Firma Neuralink hat im letzten Jahr Versuche mit Schweinen durchgeführt. Natürlich ist ein «hehres Ziel» anzustreben: Der eingepflanzte Chip soll die Folgen von Nervenschäden eindämmen oder andere neurologische Erkrankungen bekämpfen. Doch hinter dem Ziel der Eindämmung von Krankheiten stehen auch andere Bemühungen. Die Firma Neuralink strebt eine Symbiose von Mensch und künstlicher Intelligenz an: Unsere Gehirne wären direkt mit dem Internet verbunden. Aldous Huxley würde solche Technologie-Strategien wohl unter dem Titel seines dystopischen Romans «Schöne neue Welt» einordnen, den er im Jahr 1932 publiziert hat.

Die Verbesserung von Leistung bei Tier und Mensch ist keine Erfin-

dung des 21. Jahrhunderts. Was in unseren Tagen jedoch stark zugenommen hat, ist die Risikobereitschaft. Unsere Wissenschaft hat sich in Bereiche vorgewagt, die sehr umstritten sind. Ein Streit läuft nicht bloss zwischen grundlegend verfeindeten Lagern ab – beispielsweise zwischen Naturschützern und Gentechnikern. Die Auseinandersetzungen finden sogar innerhalb der jeweiligen Disziplinen der Naturwissenschaften statt.

Ein prominentes Beispiel ist die Mikrobiologie. Spätestens seit dem Jahr 2010 wird in manchen Ländern (Kanada, USA, Frankreich, China und andere) eine Biotechnologie vorangetrieben, die unglaublich



«Neuralink strebt eine Symbiose von Mensch und künstlicher Intelligenz an.»

liche Möglichkeiten bietet. Diesen Chancen stehen dramatische Gefahren gegenüber. Die reichlich vorhandene Fachliteratur zu dieser Thematik ist meistens auf Englisch verfasst und wird vorab in hoch spezialisierten Zeitschriften wie «Nature» und «Lancet» veröffentlicht. Ab und zu dringen auch einige Informationen an die breitere Öffentlichkeit. So hört man zunehmend davon, dass mit der sogenannten CRISPR-Technologie die «Grundbausteine» des Lebens (Aminosäurestränge) verändert werden können. Mit dem CRISPR/Cas9-Verfahren kann die DNA des Lebendigen an die jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche der Menschen angepasst werden. Emmanuelle Charpentier und Jennifer Doudna, zwei Molekularbiologinnen, erhielten für ihre jahrelange wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiet im Jahr 2020 den Chemie-Nobelpreis.

Es geht keineswegs darum, den technologischen Fortschritt widerwillig anzuerkennen oder hypothetische Gefahren heraufzubeschwören. Doch die vielen wissenschaftlichen Einzelbeweise, die Prof. Dr. Joseph Tritto, Weltpräsident der Mikrobiologen, und sein wissenschaftliches Team zusammenstellen, weisen klar darauf hin, dass Pandemien wie die aktuelle Covid-19-Pandemie eine negative Folge dieser Arbeiten und Versuche sein könnten, die in den Hochsicherheitslabors der Mikrobiologen stattfinden. Die Publikation von Tritto findet sich in seinem wissenschaftlich sehr anspruchsvollen Buch «Cina Covid-19. La chimera che ha cambiato il mondo» (Cantagalli).

Geben wir uns mit dem zufrieden, was wir als Schöpfung Gottes vorfinden? Offensichtlich nicht. Immer schon haben wir Menschen den Drang verspürt, an der Schöpfung gestaltend mitzuwirken und sie nach unseren Idealen zu verändern. Die Tragweite und die Verantwortung, die wir damit auf uns laden, sind uns nicht immer bewusst. Die enormen Verpflichtungen, welche mit der Anwendung der neuartigen Bio-Technologien einhergehen, können nicht an ein paar Spezialisten delegiert werden. Die hoch innovativen und potenten neuen Technologien und deren Applikation müssen dringend in der Öffentlichkeit diskutiert werden. Denn positive wie negative Folgen beschäftigen nicht bloss ein paar Labore auf der Welt. Sie haben einen unübersehbaren Einfluss auf das Alltagsleben von Milliarden von Menschen.

SABINE-CLAUDIA NOLD hat Theologie und Altertumswissenschaften studiert. Die Pfarrerin arbeitet auch als freischaffende Journalistin und wohnt in Andeer.

LICHTBLICK Arno Mainetti

Gemeinsam sind sie stark – die Gämsen

